

che und öffentliche Debatte der Frage, ob Gewaltdarstellungen in den Medien aggressives Verhalten fördern oder nicht. Trotz der Evidenz einer Kausalität, so Sparks und Sparks, enden Diskussionen über die Wirkungsrichtung in kontingenten Aussagen. Sie stellen stattdessen unmissverständlich fest: „Despite the fact that controversy still exists about the impact of media violence, the research results reveal a dominant and consistent pattern in favor of the notion that exposure to violent media images does increase the risk of aggressive behavior.“ (S. 273) Dem Vorwurf, dass die vorwiegend experimentell durchgeführten Analysen diesen Nachweis nicht erbringen könnten (mangelnde ökologische Validität), wird mit Verweis auf eine Aussage von Zillmann und Weaver entgegengehalten, dass in einer freien Gesellschaft jene Experimente außerhalb eines Laboratoriums im Grunde genommen nicht praktikabel seien. Die wenigen quasiexperimentellen Analysen, beispielsweise die kanadische Studie von Williams aus dem Jahr 1986, geben aber immerhin Hinweise darauf, dass auch ein „natürliches“ Experiment der Evidenz einer höheren Aggressionsbereitschaft nicht widerspricht. Insgesamt vermittelt dieser Überblicksbeitrag den Eindruck, dass Relativierungen des Phänomens angesichts der Forschungsergebnisse nicht erforderlich sind. Aber auch in diesem Fall darf die Macht des Wortes nicht überschätzt werden.

Behandelt wird selbstverständlich auch das weite Feld von Information und Unterhaltung. Ein aktualisierter Blick auf den Uses and Gratifications Approach darf in diesem Zusammenhang ebenso wenig fehlen wie Ausführungen zum diesbezüglichen Stellenwert neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Mundorf und Laird erörtern ansatzweise die Gratifikationspotenziale interaktiver Medien, die Ruggiero in seinem Beitrag „Uses and Gratifications Theory in the 21st Century“ (Mass Communication & Society 2000) bereits angestoßen hat. Damit zeichnet sich am Ende dieses Sammelbandes ab, dass in Zukunft wohl auch diese Fragen eine größere Rolle auf der Agenda der Medienwirkungsforschung spielen werden. Ebenso wird die Zwiebel, die McCombs und Reynolds als Metapher für Agenda Setting-Prozesse wählten (vgl. S. 12), im Zuge des Schälens tief im Innern einen neuen Mitstreiter zu Tage fördern – das Internet.

Michael Jäckel

Christian Müller

Medien, Macht und Ethik

Zum Selbstverständnis der Individuen in der Medienkultur

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2001. – 166 S.

ISBN 3-531-13707-7

Höchstes Erregungsniveau in der Diskussion um journalistische Ethik herrschte zuletzt anlässlich eines seelenlosen Blechhaufens, des rasenden Sarkophags von Lady Diana Spencer. Die meistphotographierte Frau der Welt war in ihrem gepanzerten Mercedes durch einen Autotunnel in Paris gejagt worden und zerschellt. Skrupellose Paparazzi wurden für ihren Tod verantwortlich gemacht. Wochen-, monatelang diskutierte die so genannte Öffentlichkeit die fatale Verzahnung von Prominenz und Medien, es war der Sommer 1997. Gleich zu Beginn und während der gesamten Lektüre des vorliegenden Buches fragt man sich, wie der Autor es schafft, die Geschichte des Todes der wohl prominentesten Frau Ende des vergangenen Jahrtausends mit keinem Wort zu erwähnen. Noch dazu, weil es kein anschaulicheres und das grundlegende Dilemma besser aufzeigendes Beispiel für das Thema „Selbstverständnis der Individuen in der Medienkultur“ geben dürfte. Denn die vom Kinderfräulein erst zur Prinzessin und dann zur enttäuschten Gattin mutierte Lady Di war ihrer Sucht nach medialer Spiegelung ebenso erlegen wie wir – die Rezipienten – unserer übergroßen Neugier, an dieser öffentlichen Selbstwerdung und -veränderung teilzunehmen. Statt anhand dieses zumindest halbwegs aktuellen und komplett alle Aspekte des gestellten Themas abdeckenden Stoffes Konkretion in seine Ausführungen zu bringen, versucht der Autor, unglaublich viele theoretische Ansätze anzuführen, die deutlich machen sollen, dass die Frage nach einer (individuellen) journalistischen Ethik obsolet ist. Als konkrete Beispiele für sein Thema wählt er eingangs und auch in den folgenden fünf Kapiteln vor allem zwei relativ weit in der Vergangenheit zurückliegende Ereignisse: die Veröffentlichung der Photographie des toten Uwe Barschel in der Badewanne seines Hotelzimmers in Genf (1987) und die Geiselnahme von Gladbeck, bei der Journalisten dem Verbrechen als Medienereignis zuarbeiteten und das Leben Unschuldiger in Gefahr brachten (1988).

Die beiden Beispiele aus der Welt von Politik und Verbrechen sind Ausgangspunkt für folgende übergeordnete Fragestellungen des Autors: 1) Wie kann bzw. wie müsste eine Berufsethik im Zusammenhang mit der journalistischen Praxis gedacht werden? 2) Journalistisches Handeln unterliegt einem komplexen Geflecht von Machtbeziehungen. Wie lässt sich dieses Verhältnis beschreiben? Und 3) Wie bestimmt die Massenkommunikation die gegenwärtige Kultur, die gesellschaftlichen Diskurse? Damit wird deutlich: Christian Müller will weder eine normative Diskussion, noch nähert er sich dem Thema über eine pragmatische oder empirische Ebene. Stattdessen liegt der Versuch vor, ethische Fragestellungen in neuere Wissenschaftskonzepte zu integrieren bzw. die journalistische Berufsethik in Zusammenhang mit unserer postmodernen Kultur zu denken. Als zentrale Begriffe dieser integrierend verfahrenen Medienethik wählt der Autor zunächst „Macht“ und „Diskurs“, beides hochkomplexe Begriffe aus den theoretischen Arbeiten Michel Foucaults, der folglich viel zitiert wird. Ausgehend von der Überlegung, dass Ethik grundsätzlich nicht zu denken ist ohne ein Selbstverhältnis bzw. ohne einen Selbstbezug, zeichnet das erste Kapitel in groben, schnellen Zügen die „Genealogie“ bzw. Genese dieses Faktums nach. Dass ein so genanntes „Ich“ sich in Differenz zu seinem so genannten „Handeln“ stellt, dass das Ich als sein eigenes Objekt auftreten kann, muss anthropologisch und kulturell installiert werden. Es vermittelt sich bei der Lektüre ein Eindruck davon, wie lang, kompliziert und wechselhaft dieser Prozess war. Zwischen dem sich über schriftliche Aufzeichnung selbstvergewissernden Menschen der Antike, dem kategorischen Imperativ Kants und den aktuellen Selbstvergewisserungen via Container oder Handy liegen sprichwörtlich Welten. Deutlich wird irgendwie auch, dass die letztgültigen Begründungen, ob Handlungen gut oder böse sind, kulturellen Entwicklungen unterliegen. Dass in einer Gesellschaft wie der unseren mit fortschreitendem Wertepluralismus, mit ständig wechselnden Lebensstilen und Sinnangeboten sich diese Letztbegründungen jedoch überhaupt nicht mehr eindeutig legitimieren lassen, ist eine These, deren nachvollziehbare Begründung der Autor leider schuldig bleibt. Man könne nur noch, so Christian Müller, von ausdifferenzierten Spezialethiken sprechen.

Der Autor schließt sein erstes Kapitel mit folgenden Überlegungen: Medienethik muss heute grundsätzlich die Bedingungen alltagskultureller Handlungen mitberücksichtigen (S. 45). Diese sind zunehmend bestimmt von Mediendiskursen, in denen sich die Ausübung von Macht manifestiert (S. 46), und zwar die diskursive Macht der Medienkultur. Journalisten wie Rezipienten befinden sich in diesem komplexen kulturellen Macht-Geflecht, das einerseits keine eindeutigen Mechanismen und Modalitäten mehr kennt (S. 47), andererseits aber doch lebensweltliche Orientierungen bereithält. Ohne hieran weiterzudenken, ohne dem Leser deutlich zu machen, welcher Art diese Modalitäten, diese Machtdiskurse sind, führt das folgende Kapitel einen nächsten „tonnenschweren“ Begriff ein. Es ist überschrieben mit „Das Dispositiv der Massenkommunikation“. Laut Müller bildet die Mediendominanz, die weltweit Kultur vereinheitlicht und konformisiert, das Dispositiv der Massenkommunikation. Das liest sich dann so: „Diese Mediendominanz, welche die Auswirkungen eines Machtverhältnisses darstellt, bildet das Dispositiv der Massenkommunikation, das die Machtbeziehungen innerhalb der Medienkultur regelt“ (S. 70). Ganz eng an Foucault orientiert führt der Autor aus, dass es sich hier nicht mehr um eindeutig auszumachende repressive Machtstrukturen handele, sondern vielmehr um eine Macht des Wissens, eine Macht der Aufmerksamkeitserzeugung, eine Macht der Beschlagnahme von Zeit etc.. Wenn man innerhalb der Logik dieses Dispositivs denke, sei es unmöglich, journalistisches Handeln als singuläres Tun zu betrachten. Allerdings entfällt eine Begründung bzw. Ausführung dieser These. Vielmehr fährt der Autor damit fort, dass individuelle Ethik und damit auch die Berufsethik von Journalisten in Form von Pressecodes, Richtlinien oder berufskulturellen Normen sowieso in die Zeit der längst vergangenen bürgerlichen Moderne gehört. Unter postmodernen Verhältnissen, unter dem Dispositiv der Massenkommunikation, kann seiner Meinung nach nur mehr von kulturellen Manifestationen (S. 84) gesprochen werden. Bewertungen individueller Handlungen sind nicht mehr relevant. Ob der Journalist des „Sterns“, der sich 1987 in einem Genfer Hotel Zugang in das Zimmer von Uwe Barschel verschaffte und diesen dann tot in der Badewanne photographierte, wider die journalistische Ethik handelte oder nicht, inter-

essiert genauso wenig wie jedwede andere Frage in Bezug auf eine individuelle Berufsethik.

Das dritte Kapitel will deutlich machen, dass der Referenzpunkt für eine zukünftige Medienethik weder das Subjekt noch eine irgendwie vorausgesetzte Vernunft sein können. Hierzu wird in die Begriffskiste eines weiteren Großtheoretikers gegriffen, nämlich in die „sozialen Systeme“ von Niklas Luhmann. Medieninstitutionen sind eingebunden in ein soziales System (S. 103) und individuelles Handeln ist bloß Teil eines Prozesses der Massenkommunikation (S. 99). Das journalistische Individuum, das sich mit seinen „Erkenntnisleistungen“ an eine Außenwelt, an eine so genannte Öffentlichkeit richtet, ist folglich nicht mehr zu verorten. Stattdessen geht es um die Selbstbezüglichkeit der Operationen sinnverarbeitender Systeme. Innerhalb dieser konstruktivistischen Logik ist auch Wahrheit nur eine Funktion eines selbstreferenziellen kommunikativen Prozesses. Sie hat somit keine ethische Dimension mehr, sondern eine rein funktionale. Dieser Zugang zur Realität der Massenmedien ist schlüssig innerhalb des konsistenten Theoriegebäudes von Niklas Luhmann, jedoch nur bedingt nachvollziehbar als lieblos gebrauchtes Versatzstück einer schwer erkennbaren Argumentation.

Im folgenden vierten und vorletzten Kapitel wird das journalistische Handeln dann auf einmal doch wieder singular bedeuksam, indem Journalisten als Interpreten des jeweiligen Gegenstandes, über den sie berichten, verstanden werden (S. 129). Sie interpretieren, indem sie eine bestimmte Terminologie wählen, indem sie bestimmte Text- und Bildelemente kombinieren u. ä. m.. Dabei sei es vor allem der latente Sinngehalt einer journalistischen Aussage, der es schaffe, einen politischen Diskurs zu steuern. Wenn etwa, um das Beispiel des Autors anzuführen, die „Neue Kronenzeitung“ titelt „Randalierer in Wien entwapnet“ denkt der Leser eher an einen Kriegsschauplatz als an eine Kundgebung am Wiener Heldenplatz, bei der Tausende Menschen ihre Ablehnung gegenüber der neuen österreichischen Regierung zum Ausdruck bringen (S. 130). Das Kapitel endet mit knapp dreieinhalb Seiten zur Sprechaktheorie, deren Essenz sich wie folgt liest: „Medieninstitutionen erfüllen sicherlich diese Funktion, alltägliche Sprechakte in privilegierte Sprechakte zu verwandeln. Dadurch wird die Kommunikation diskursiv aufgeladen

und konstituiert den Diskurs der Massenmedien, der einer Ordnung unterliegt, die man als Ordnung des Diskurses bezeichnen kann.“ (S. 136)

Das letzte Kapitel „Mediennutzung als diskursives Geschehen“ wendet sich zunächst dem Rezipienten zu. Angeschnitten wird einer der zentralen Gedanken des „Cultural Studies Approach“, nämlich die Frage, wie sich Mediendiskurse und individuelle Medienaneignung miteinander verknüpfen. Dann gibt es noch dreizehn Seiten Habermas, ein Kurzreferat zum Thema „Öffentlichkeit“. Nicht nur dem Autor geht nach 160 Seiten kurzatmiger Theorieaufbereitung langsam die Puste aus. Es gibt dann aber doch noch drei abschließende Seiten zum Thema „Verantwortung“. Hierin wird bemerkt, dass – da Macht nicht mehr eine persönliche Praxis ist, sondern in Institutionen gebunden – Verantwortung sich nur noch an Institutionen selbst festmachen lässt und nicht mehr an Individuen. Abgesehen davon, dass die Lektüre höchst mühsam ist – zuweilen ist man angesichts der Breite des gestellten Themas an ein zum Scheitern verurteiltes Referat aus Universitätszeiten erinnert – bleibt auch die zentrale These schwach. Auch und gerade bei Foucault existiert neben einer subjektlosen Machttheorie eine ihr diametral gegenüberstehende subjektivistische Ethik. Wie wichtig es ist, gerade diese nicht aus den Augen zu verlieren, verdeutlichen aufs Grausamste die aktuellen Ereignisse in Moskau. Wladimir Putins Medienmacht, die Nicht-Existenz einer freien Berichterstattung, die inhumane Politik der Kreml-Führung mit einer Mischung aus Foucault plus Luhmann plus irgendwas erklären zu wollen, halte ich für zynisch. Sicher erklären all die tiefsinnigen Theorien, die der Autor bruchstückartig heranzieht, so manches. Trotzdem plädiere ich (auch oder gerade unter postmodernen Lebensverhältnissen) dafür, normative Forderungen an Personen zu binden und Politik bzw. Ethik nach wie vor als persönliche Praxis zu verstehen. Und zwar nicht erst seit Jürgen Mollenmann.

Daniela Kloock